

---

*HARTMUT LÜDTKE*

## **DIE „ZEIT“ DER SOZIOLOGIE, IN IHR UND UM SIE HERUM.**

ABSCHIEDSVORLESUNG AM 9. FEBRUAR 2005, PHILIPPS-UNIVERSITÄT MARBURG

### **Einführung**

Mein, zugegeben etwas kryptisch anmutendes, Thema ist die Zeit im Kontext und Umfeld meines Faches, der Soziologie. Die Wahl dieses Themas ist biografisch begründet durch eine 40 Jahre währende Beschäftigung mit Fragen der Freizeit und später der sozialen Zeit als übergreifender Perspektive. Und da sich hier niemand wehren kann, werde ich die Vorlesung mit einigen kurzen Bemerkungen zum state of the art beschließen.

Ich werde das Thema unter sechs lose verbundenen Aspekten behandeln: 1. Handeln im Wettlauf mit der Gegenwart, 2. Zeit ist Geld (und das Problem modernen Zeitwohlstands), 3. Trends und Prognosen (und die Behandlung der Zeit bei der Analyse sozialen Wandels), 4. Zeitvertiefung (und andere Praktiken der Zeitbewältigung), 5. Halbwertszeiten (das Altern von Zitationen in Publikationen als Anzeichen für „Reifung“ und „Normalität“ unseres Faches), zuletzt: 6. Zeit der Soziologie (ein paar Bemerkungen zum Traum vom ungebrochenen Aufstieg unseres Faches).

Ich hoffe Ihnen zu zeigen, dass die Soziologie oft mit allzu simplen Vorstellungen über Zeitverläufe oder auch gänzlich zeitvergessen arbeitet, sich andererseits aber auch vieler Aspekte des Zusammenhangs von Zeit, Handeln und Gesellschaft angenommen hat. Indem diese aber zumeist ausgegrenzt und in einer „Soziologie der Zeit“ institutionalisiert wurden, gerieten sie wieder aus dem Blick der Allgemeinsoziologie. Die Zeit-Spezialisten unter deutschen Sozialwissenschaftlern sind noch nicht besonders zahlreich, bzw. sie scheinen noch zurückhaltend in der Benennung einer eigenständigen Bindestrich-Soziologie: Laut Google-Suchdienst gibt es derzeit nur 76 Eintragungen „Zeitsoziologie“, 2 zu „Chronosozologie“ und keine zu „Temporalsoziologie“ im Internet; unter dem Schlagwort „Soziologie der Zeit“ finden sich größtenteils sinnfremde Kombinationen dieser drei Wörter. Einer Spezialisierung der Zeitsoziologie zu einer nur noch wenigen Experten zugänglichen Nische kann daher noch gegengesteuert werden. Immerhin existiert im 14. Jahrgang das

Fachjournal „Time & Society“, das in Großbritannien erscheint und mit einer außerordentlichen Breite der Themenstellungen ediert wird. – So weit zur Einstimmung.

## Handeln im Wettlauf mit der Gegenwart

Von ALBERT EINSTEIN<sup>1</sup> stammt eine anschauliche Unterscheidung: Zeit ist die Ordnung der Ereignisse, Raum die Ordnung der Dinge. Beide werden für uns erst wirklich als mentale Konstruktionen der Differenzen bzw. Distanzen zwischen verschiedenen Bezugspunkten. Die wichtigsten zeitlichen Referenzen des Menschen sind Geburt und Tod sowie die Ahnenreihe als Koordinaten biographischer Zeit. Historische Ereignisse (vor allem Katastrophen) und Zukunftserwartungen sind Wegmarken von Weltzeit. Jahreszeiten, Erdbewegung und physiologische Bedürfnisse sind Determinanten der Ordnung von Alltagszeit. Unterhalb dieser Dimensionen sind alle anderen, abgeleiteten oder differenzierenden, subjektiven und objektiven Zeitgeber, Zeitregime und Zeitkulturen angesiedelt. Aus ihren Überschneidungen und Synchronisationsanforderungen ergeben sich die komplexen Systeme temporaler Zwänge und Optionen, in denen sich unser Handeln bewegt. Was dabei in der Moderne herauskommt, erscheint vielfach mehr als Chaos denn als Ordnung.

In Handlungstheorien, d. h. auf der Ebene von Erklärungen, warum Menschen in sozialen Situationen typischerweise so oder so handeln, ist die Zeit unter drei Aspekten bedeutsam: als *Erwartungshorizont*, als Dimension *kollektiver Regulierung und Koordination* sowie als *Ressource*. Da Soziologen sich vor allem für sinnhaftes, motiviertes, zielgerichtetes Handeln interessieren, für das die Akteure meinen „gute Gründe“ zu haben<sup>2</sup>, müssen sie auch entschlüsseln, welche Bedeutungen jeweils der Weite des *Erwartungshorizonts* zukommt. Je weiter der Horizont ist, je weiter ein Handlungsplan und seine Realisierung auseinanderklaffen, desto ungewisser die Zielerreichung. Je existenziell wichtiger die Ziele sind, desto weiter der Horizont; im Fall von Not und Katastrophen gilt freilich die umgekehrte Funktion: Gefahrenabwehr oder Hilfe müssen unverzüglich kommen. Je mehr ein Ziel auf der Basis von Tradition, Erfahrung bzw. Routine erreicht werden soll, desto stärker ist der Vergangenheitsbezug der Handlung; spontanes Handeln ist dagegen okkasional, an der Gegenwart ausgerichtet. Strategisches Handeln setzt andererseits einen weiten Erwartungshorizont voraus, innerhalb dessen die Abstimmung von Zielen, Mitteln, Interessen anderer und Phasen der Erreichung besonders kompliziert und entsprechend risikoreich ist. Erstaunlicherweise haben bisher Beziehungen dieser Art kaum in soziologische Handlungstheorien Eingang gefunden. „Zeit“ wird in ihnen in der Regel nur abstrakt den „Handlungskosten“ zugeschlagen.

Seit einigen Jahren freilich kommt eine neue zeitliche Perspektive in den Blick von Sozialwissenschaftlern und Ökonomen: Vertrauensbeziehungen werden als notwendige Basis des Sozialkapitals wiederentdeckt. Es enthält den Fundus an Verlässlichkeit, mit denen man bei Konflikt- und Verhandlungspartnern, generell bei Transaktionspartnern rechnen kann. JAMES COLEMAN<sup>3</sup> definierte Vertrauenssysteme als besondere Klasse von Austauschsystemen, in denen die Gegenleistung eines Treuhänders für die Leistung eines Treugebers mit zeitlicher Verzögerung erfolgt. Über Zweierbeziehungen hinausgehende Vertrauenssysteme, von der Nachbarschaft bis zur Population eines Währungsgebiets (mit ihrer Überzeugung von hoher Geldwertstabilität), sind so organisiert, dass der Treuhänder Gegenleistungen regelmäßig auch von Dritten erwarten kann. Je weiter der Zeithorizont einer Transaktion ist, desto risikoreicher für den Treugeber die Erwartung der Gegenleistung, und je mehr sich die Investition an Wartezeit, das „Vertrauen“, lohnt, desto stärker bestätigt sich der Erfolg des Systems.

Von ganz ähnlicher Bedeutung ist eine der von AXELROD formulierten Regeln zur Festigung von Kooperationsbeziehungen, die erst eine Protoform erreicht haben: „Erweitere den Schatten der Zukunft“<sup>4</sup>, will sagen: Wähle einen möglichst langen Zeithorizont für die Beurteilung der Handlungen deiner Partner oder Gegenspieler. In dem Maße, wie sich dieser Vertrauensvorschuss bewährt, wächst dann auch der Wert sozialer Gegenseitigkeit im System.

Der zweite handlungstheoretische Aspekt von Zeit bezieht sich auf die Art und Weise, in der *Temporalstrukturen der Zeitkulturen und Zeitregime* Handlungssituationen rahmen. Sie setzen Zwänge bzw. Optionen für die Verteilung des individuellen Zeitbudgets. Sie schreiben kollektive Zeitregulierungen und die Struktur der Kalenderzeit von Tag, Woche, Monat, Jahr bis zu ganzen Phasen der Lebenszeit vor. Ordnungen für Arbeits-, Verkehrs-, Öffnungs-, Betriebs-, Ferien-, Ablaufzeiten, Vertrags-, Nutzungs-, Verjährungsfristen u. dgl. symbolisieren eine inzwischen unübersehbare Fülle simultan oder sukzessiv wirkender Zeitordnungen. Diese haben sich teilweise so weit verselbstständigt, dass verschiedene Subkulturen des Sinns und der Bewertung von Zeit nebeneinander existieren. Sie lassen sich nicht mehr ohne Weiteres auf eine alles beherrschende industrielle Standardzeit reduzieren. Indem sich solche objektiven Zeitgeber mit subjektiven, d. h. bedürfnis- und sinn gesteuerten inneren, Zeitgebern überlagern, verfügen die modernen Menschen über temporale Koordinaten der Ordnung des Alltags und des Lebenslaufs, in deren Zusammenwirken die Grenzen zwischen Zwang und Willen längst verwischt sind. Das Feld der sozialen Zeit als das Ingesamt der Zeitregime und Zeitkulturen ist bis heute der eigentliche, freilich relativ enge Kern der Zeitsoziologie.

Dass *Zeit ein knappes Mittel* ist, unser dritter Aspekt, – manche sagen: das knappste Gut überhaupt –, weiß alle Welt, nicht zuletzt seit ADAM SMITH die

---

HARTMUT LÜDTKE

---

Lehre von der Arbeitszeit als der eigentlichen Quelle der Wertschöpfung begründete. Verallgemeinert dient uns Zeit (neben dem Geld) als mittelbares Zwischengut für den Erwerb direkter Zwischengüter der Befriedigung grundlegender Bedürfnisse. Man benötigt etwa Zeit für Leistungen in Ausbildung und Arbeit zum Erwerb von Qualifikation und dann von ökonomischem Kapital, dessen Nutzung erst physisches Wohlbefinden ermöglicht. Oder: man benötigt Zeit für Beziehungspflege und damit den Erwerb sozialen Kapitals als direktes Zwischengut, dessen Nutzung erst soziale Anerkennung ermöglicht.

Die vielfältigen Herausforderungen und Widersprüche der Moderne für die individuelle Sicherung und Nutzung der Ressource Zeit haben den Blick der Soziologen auch auf die Betrachtung der Individuen und privaten Haushalte gelenkt, insofern als sie in einer komplexen und brüchigen Zeitökonomie handeln. In diesem Zusammenhang ist auch verstärkt das Problem der Zeitfallen ins Blickfeld geraten: Wir tappen in sie als unbeabsichtigte Konsequenzen, obwohl wir gerade um eine möglichst rationale Zeitbewirtschaftung bemüht sind. Zwei Beispiele solcher Zeitfallen: Je mehr man sich mit technischen Geräten umgibt, desto eher überschreiten die Nebenzeiten für Information, Auswahl, Anschaffung, Pflege, Reparatur, Erneuerung usw. die durch ihre Nutzung eingesparte Zeit. Oder: Je mehr man im Internet kommuniziert, desto höher der Zeitaufwand für die Trennung der 1 Prozent relevanten Informationen von den 99 Prozent Informationsmüll.

Versuche ich nun, die drei Zeitaspekte des Erwartungshorizonts, der sozialen Regulierung und der Handlungsressource auf einen Nenner zu bringen, so komme ich zu folgendem paradoxen Ergebnis: Auf dem Zeitstrahl in Richtung unserer Ziele versuchen wir der Gegenwart zu entkommen, die uns durch temporale Regelwerke zu lähmen droht, und indem die Zukunft zur neuen Gegenwart wird, merken wir, wie weit wir vom Weg abgekommen sind oder sich die Ziele entfernt haben – der moderne Mensch als Sisyphos beim immer wiederkehrenden Versuch, Zeitsouveränität zu erzielen.

## Zeit ist Geld?

Dieser, von BENJAMIN FRANKLIN stammende, Satz galt lange Zeit als Chiffre für das fordistische Modell der industriellen Produktionsweise schlechthin. Und soweit es sich um die Arbeitszeit abhängig Beschäftigter oder um den Zeitaufwand für Börsenspekulationen handelt, scheint er sich derzeit weiter zu bestätigen. Geht es doch in der globalisierungsgeprägten Debatte um den Standort Deutschland wieder vermehrt darum, für längere Arbeitszeiten bei gleichen Löhnen oder für Lohnverzicht bei gleichbleibenden Arbeitszeiten einzutreten, weil nur dadurch die Industrie im sich verschärfenden Wettbewerb dem wachsenden Kostendruck standhalten könne. Angesichts des dauerhaft stagnierenden oder noch sinkenden Angebots an Arbeitsplätzen ist es

daher auch nicht verwunderlich, wenn man jenseits aller Theorie, die Arbeitszeitverkürzung als ein Hauptinstrument der Senkung von Arbeitslosigkeit ausgibt, unter dem Strich „die Menschen, die einen Job haben, ... heute in erster Linie auf ihr Portemonnaie (achten)“.<sup>5</sup>

Die Präferenzen für das Verhältnis von Arbeitszeit und Einkommen stellten sich in Deutschland bei Umfragen vor etwa einer Dekade schon einmal anders dar: Die Anteile der Befragten, die entweder mehr Einkommen oder mehr Freizeit zu Lasten der jeweils anderen Größe wünschten, hielten sich annähernd die Waage, oder die Verwendung des Produktionsfortschritts für die Senkung der Arbeitszeit statt für Lohnerhöhung dominierte sogar leicht. Aufschlussreicher ist freilich eine Differenzierung, nach der das Bedürfnis nach mehr Freizeit ohne Sicherung des bisherigen Einkommens nach wie vor wach ist. So zeigte sich in einer jüngeren Studie über die Hälfte der Befragten bereit, auf bis zu „fünf Prozent ihrer Arbeitszeit und ihres Einkommens zu verzichten, und sogar noch ein Viertel der Befragten würde sogar 20 Prozent Zeit und Einkommen aufgeben. Unerwartetes Ergebnis der Ausforschung: Die Teilzeitwilligen halten die Zahl der Gleichgesinnten für deutlich geringer, als dies in Wahrheit der Fall ist. Weniger arbeiten wollen rund 60 Prozent der Frauen und 50 Prozent der Männer“.<sup>6</sup> Und „unter Ökonomen ist heftig umstritten, ob (der) Genuss (der Europäer von mehr Freizeit bei gleicher Produktivität als in den USA – H. L.) freiwillig ist oder erzwungen wurde“.<sup>7</sup> Insofern als die Wünsche nach mehr Teilzeitarbeit und weiterer Flexibilisierung, aber auch nach Reduktion der Arbeitszeit ohne vollen Lohnausgleich noch nicht befriedigt sind, gerät der Sinn der Chiffre, nämlich der Behauptung einer wechselseitigen Substituierbarkeit von Zeit und Geld, ins Wanken: Aus „Zeit ist Geld“ wird „Geld *und* Zeit“ und weiter, zumindest für viele finanziell Sättigte und für moderne „Zeitpioniere“, mit ihrem Streben nach einem neuen Gleichgewicht zwischen subjektiven und objektiven Zeitgebern<sup>8</sup>: „Mehr Zeit als Geld“. Derzeit wird diese Tendenz noch verdeckt durch die herrschende Ungleichheitsstruktur der Zeitverteilung und die Paradoxie, dass die Armen, insbesondere Arbeitslose, über die meiste, die Reichen dagegen über die wenigste Zeit verfügen. Wir wissen indes auch: Arbeitslosigkeit schafft zunächst nur „leere“ Zeit. Sie führt zum Verlust der Zeitstruktur des Alltags und damit zum Orientierungsverlust für die Betroffenen. Leere Zeit ist aber nicht „Freizeit“ oder gar „Eigenzeit“ im Sinne des Wortes.

Mit der modernen Pluralisierung verschiedener Zeitkulturen innerhalb einer Gesellschaft verschieben und relativieren sich die Maßstäbe der Bewertung von Lebenszeit im Verhältnis zueinander. Dies dürfte zunehmend auch die Erwerbs- und Produktionssphäre betreffen, in der die Gesetze der rationalen Zeitbewirtschaftung am verbindlichsten galten. Zum Beispiel wird heute Managern das Recht auf sich wiederholende längere, bezahlte Auszeiten bis hin zu ganzen Sabbatjahren zugestanden, in denen sie sich etwa für die Entdeckung des eigenen Biorhythmus gemäß den Botschaften fernöstlicher Reli-

gionen sensibilisieren können. Oder: Persönlichkeiten, die wirklich „etwas zu sagen haben“, wirken zunehmend lächerlich, wenn sie mit ihrem extremen Zeitmangel als Zeichen ihrer Wichtigkeit kokettieren. Wahre Chefs bestimmen inzwischen souverän, wann und wo ihr Mobiltelefon von Mitarbeitern angewählt werden darf.

„Zeit ist Geld“ ist in den modernen technologischen Systemen nur noch in einem abstrakten Sinn nachvollziehbar. Dass die höchstentwickelten Eisenbahnen inzwischen auf die Geschwindigkeit von Flugzeugen getrimmt werden und die Prozessoren von Computern ein immer schnelleres Rechnen erlauben müssen, hängt eher vom Wettbewerb der Verkehrssysteme bzw. von der wachsenden Komplexität der weltweiten Informationspotenziale ab als von Geldäquivalenz der Operationszeiten. Zumindest beim Automobil scheint die Grenze der real existierenden Geschwindigkeiten inzwischen erreicht: Wenn alle mehr und schneller fahren wollen, steigt zwangsläufig die Verkehrsdichte und damit die Wahrscheinlichkeit der Staubildung. Dass Autohersteller unverdrossen weiterhin auf PS- und damit Geschwindigkeitszuwachs bei ihren größeren Modellen setzen, hängt damit zusammen, dass ein Großteil der relevanten Kunden offensichtlich den Wert ihres Autos nach dem Potenzial schätzt, das unter der Haube schlummert, und nicht nach seiner realisierbaren Höchstgeschwindigkeit.

Die Formel „Zeit ist Geld“ hinkt aber noch aus einem einfachen praktischen Grund. Geldbeträge können in der Zeit wachsen, etwa durch Verzinsung eines Sparkontos oder durch Zurücklegen von Ausgaberesten bis zu einem Betrag, mit dem eine neue Anschaffung realisierbar ist. Zeitreste eines Tages oder einer Woche sind dagegen für immer verloren, sie lassen sich nicht über die Kalenderzeit zu größeren, sinnvoll nutzbaren Quanten „ansammeln“. Versäumt man die Wahrnehmung eines bestimmten Zeitortes für eine bestimmte Aktivität, dann lässt sich manchmal zwar ein anderer Zeitort in der Zukunft als neue Chance finden. Nur: Bis dahin ist ein Stück Lebenszeit unumkehrbar verstrichen.

Der wahre „Zeitwohlstand“, und von diesem sprechen die Experten inzwischen wie von Geldwohlstand, resultiert heute aus der Verfügbarkeit von „Eigenzeit“. HELGA NOWOTNY<sup>9</sup> bestimmte Eigenzeit als generelles Bedürfnis des modernen Menschen, sich den Zwängen äußerer Zeitgeber bzw. -nehmer zu entziehen zu Gunsten des Gewinns an Zeitsouveränität. In diesem Begriff wird Zeit in ihrer subjektiven Verfügbarkeit stärker mit Qualität und Sinn verbunden als im älteren Verständnis der Eigenzeiten von Systemen gemäß ihren spezifischen Funktionsprogrammen. Ich verstehe Eigenzeit daher als Zeitmenge der höchsten subjektiven Wertigkeit, als idealen Kern von Freizeit, bei deren Nutzung man sich als ganze Person mit eher selbstzweckhaften als instrumentell gerichteten Zielen darstellen kann. Eigenzeit kann daher auch die Qualität von Tätigkeiten der Arbeit oder freiwilliger Verpflichtungen sein. Vereinfachend gesprochen, ergibt sich der Zeitwohlstand eines Menschen aus

dem Anteil und der Lage der Eigenzeit an seinem gesamten Zeitbudget, d. h. seinem Muster der Zeitmengen für verschiedene Nutzungsarten. Eine lange Tradition der Zeitbudgetforschung geht diesen Mustern als Dimension der Lebensqualität von Gesellschaften nach und setzt sie in Beziehung zu den Zwängen bzw. Optionen, die von den institutionellen und organisationalen Zeitgebern ausgehen, die die Handlungssituation des Individuums mitprägen. Menge und Verteilung der Eigenzeit können wir daher auch verstehen als bedeutsame Dimension des gesellschaftlichen Humankapitals, als Aggregat der individuellen Vermögen, Zeit relativ autonom zu verwenden. An dieser Interpretation lässt sich übrigens die begriffsgeschichtliche Ahnungslosigkeit von Geisteswissenschaftlern als Hütern der deutschen Sprache ermesen, die kürzlich „Humankapital“ (seit mehr als 30 Jahren im sozial- und bildungswissenschaftlichen Umlauf) als „Unwort des Jahres“ 2004 denunzierten, weil es den Menschen auf eine ökonomisch manipulierbare Restgröße reduziere.

Vor etwa zehn Jahren untersuchte FRIEDERIKE BENTHAUS-APEL in ihrer Marburger Dissertation<sup>10</sup> die Unterschiede des Zeitwohlstands verschiedener Lebensstil- und Haushaltsformen anhand von Umfrage- und Tagebuchdaten. Ihre Befunde erweiterten unser Wissen über Formen und Ursachen des Zeitwohlstands über die allseits bekannte Tatsache hinaus, dass allein Erziehende und erwerbstätige Mütter den geringsten Zeitwohlstand oder dass etwa Hochschullehrer sehr gleitende Übergänge zwischen Dienst- und Eigenzeiten aufweisen. In einer letztes Jahr abgeschlossenen empirischen Studie über den Umgang von Studierenden westdeutscher Unis mit der Zeit untersuchten JETZKOWITZ, SCHNEIDER und ich<sup>11</sup> u. a. den Zeitwohlstand in Abhängigkeit von sechs akademischen Fachkulturen. Diese unterschieden wir als Muster der inhaltlichen und formalen Regulierung des Studiums, der Nähe zu Anwendungs- bzw. Forschungsbezügen der Fächer, der dominierenden Formen von Lehrveranstaltungen, der Frauen- und Ausländerquote usw. Es zeigte sich, dass eine Fachkultur, nämlich die der Pharmazeuten und Chemiker, den geringsten Zeitwohlstand ermöglicht, verbunden mit der geringsten durchschnittlichen Freizeitzufriedenheit und dem höchsten mittleren Zeitstress der Befragten. Wir nennen sie eine „zeitintensive, inhaltsregulierte Anwendungskultur“. Den stärksten Kontrast zu ihr bildet die „geistes- und sozialwissenschaftliche Reflexionskultur“ mit dem höchsten Zeitwohlstand. Dazu zählen die Psychologen, Sozialwissenschaftler, Theologen sowie ein Teil der Geschichts- und Erziehungswissenschaften. Interessant ist auch ein weiteres Ergebnis: Wir bestimmten vier Formen des „Zeitcopings“, d. h. von Strategien der Bewältigung von Zeitproblemen: „Mitschwimmen“, „Planen“, „Verwerten“ und „Entschleunigen“. Bei der Form des „Verwertens“, dem am ehesten die Überzeugung „Zeit ist Geld“ zugrund liegt, äußerten die Studierenden der anwendungsbetonten Fächer Rechts-, Wirtschafts-, Ingenieurwissenschaften und Mathematik im Durchschnitt die höchsten Werte, dagegen die der genannten „geistes- und sozialwissenschaftlichen Reflexionskultur“ die gering-



sten. Akademische Fachkulturen, so unser Resümee, sind auch Zeitkulturen, die auf verwickelte Weise den Zeitumgang ihrer Studierenden steuern und sich in einer deutlichen Schichtung der Hochschulen nach Zeitwohlstand niederschlagen. Diese wären nun realistischerweise zu berücksichtigen, wenn eine Hochschulreform sinnvoll sein soll: Unterschiedliche Fachkulturen erfordern unterschiedlich abgestimmte und dosierte administrative, didaktische und finanzielle Maßnahmen bei der Entwicklung eines leistungsfähigen modernen Gesamtprofils einer Hochschule.

## Trends und Prognosen

Eine häufige Art des unpräzisen Sprechens finden wir in soziologischen Zeitdiagnosen, wenn davon die Rede ist, dass ein Phänomen „immer größer / stärker“ bzw. „immer geringer / schwächer“ wird oder bestimmte Ereignisse „immer häufiger“ bzw. „immer seltener“ stattfinden oder eine Entwicklung „stetig voranschreitet“. Solche Wendungen beschreiben unbestimmte Trends, auf die sich ganze Theorien des sozialen Wandels gründen. Zugegeben: Wir können auf solche Sprechweisen nicht ganz verzichten, etwa wenn wir die Gemeinsamkeit von Zeitreihendaten zusammenfassen, die sich nur einzeln als messbar erweisen. Wir prüfen aber oft nicht genügend, ob eine solche zusammenfassende Tendenz hinreichend informativ und zwingend ist.

Technisch gesprochen, bedeutet ein Trend eine auf-, absteigende oder richtungsstabile, gekrümmte oder gerade Linie entlang des Zeitstrahls, die durch die gezackte Kurve eines Sequenzdiagramms verläuft und als optimale Vereinfachung den allgemeinen Verlauf der Zeitreihe darstellt. Ein vertrautes Beispiel dafür ist die Entwicklung der Arbeitslosigkeit unter Vernachlässigung saisonaler Schwankungen. Selbst wenn einwandfreie Messdaten einer Trendanalyse unterzogen werden, hängt die Geltung einer als langfristig diagnostizierten Entwicklung von der Beantwortung verschiedener Fragen ab, z. B.: Bedeutet die Zensurierung der Zeitreihe, d. h. das Setzen ihres Beginns bzw. ihres Endes nicht einen willkürlichen Schnitt in eine langfristige Entwicklung, die auf diese Weise verdeckt wird? Eine Originalkurve lässt sich prinzipiell so lange „glätten“, bis ein Trend sichtbar wird: Wo beginnt dabei die Willkür und die Manipulation der Daten? Welche anderen, möglicherweise abweichend verlaufenden Entwicklungen müssen für die theoretische Deutung des Trends herangezogen werden?

Soziologen, die schwerwiegende Aussagen über gesellschaftlichen Wandel treffen und dabei die Zeitreihen verschiedener Indikatoren der Inhalte, Form und Ursachen des Wandels bündeln, täten gelegentlich gut daran, die Fallstricke professioneller Trendanalysen zu beachten. Dies trifft insbesondere für die Verbreitung von „Großtheorien“ des Wandels zu, die z. B. hinter Hypothesen folgender Art stecken: Moderne Gesellschaften sind durch zunehmende



Differenzierung von Teilsystemen charakterisiert. Hier muss gefragt werden: wer prüft Tendenzen der Entdifferenzierung und schätzt ihre Bremswirkungen ab? Oder ein anderes Beispiel: Häufig wird behauptet, dass sich in unserer Gesellschaft zunehmend traditionelle Sozialmilieus auflösen, und dadurch schreite der Prozess der Individualisierung voran. So ist zu fragen: wann und wie umfassend hat dieser Prozess die ganze Gesellschaft ergriffen, ist ihr Höhepunkt bereits erreicht oder noch nicht? Finden nicht auch ständig neue Traditionsbildungen statt, z. B. im deutschen Vereinswesen, und welche orientierende Bedeutung haben kleinere Gruppen und Netzwerke mit neuer kollektiver Identitätsbildung?

Was als Trend theoretisch postuliert wird, löst sich häufig auf, wenn die Bevölkerung nicht als ganze, sondern die Entwicklung verschiedener Schichten betrachtet wird. Dies gilt insbesondere bei Prozessen, in denen die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ zum Tragen kommt. Diese, am Vergleich von Generationen geprägte Formel<sup>12</sup> reflektiert den Fall, dass zu einem Zeitpunkt Bevölkerungsteile existieren, die sich nach den historischen Zeiträumen unterscheiden, in die sie hineingeboren bzw. in denen ihre Verhaltensmuster nachhaltig geprägt wurden. Unterschiede der Betroffenheit von einem Modernisierungs-, Werthaltungs-, Wachstums-, Schrumpfungstrend u. dgl. schlagen sich daher möglicherweise im Quer- wie Längsschnitt in verschiedenen Kohorten – den Geburts- bzw. Altersjahrgängen – als entsprechende Abweichungen nieder. Ein Beispiel: Seit den 1970er Jahren gewann INGLEHARTS<sup>13</sup> Theorie an Prominenz, moderne „westliche“ Gesellschaften seien von einem Wandel der Wertorientierungen von „Materialismus“ (Sicherheit, Wohlstand, wirtschaftliches Wachstum im Vordergrund) zu „Postmaterialismus“ (Selbstverwirklichung, Bürgerrechte, saubere Umwelt im Vordergrund) charakterisiert. Von diesem Trend werden die jeweils Jüngeren (weil in der Situation hohen Wohlstands aufgewachsen) stärker erfasst als die Älteren (weil noch in der Situation ökonomischer Knappheit und des Kalten Kriegs aufgewachsen). Abgesehen davon, dass die Anteile der „Materialisten“, wie die Umfragedaten zeigen, ständig schrumpften, die „Postmaterialisten“ aber in allen untersuchten Ländern in der Minderheit blieben, bestätigten sich die vorhergesagten Kohortenunterschiede zunächst. Berücksichtigt man jedoch die vorliegenden Daten bis zum Erhebungszeitpunkt 2002, so zeigt sich ein deutlicher Rückgang der Kohortenunterschiede: Die Jahrgangsguppen bewegen sich in ihren Erwartungen an das politische System (bzw. ihren Wertorientierungen) wieder aufeinander zu. Und noch eines ist wichtig: Langfristig „mehrheitsfähig“ werden nicht die „reinen Postmaterialisten“, sondern die „Mischtypen“, die sowohl einen Teil der materialistischen wie einen Teil der postmaterialistischen Vorgaben in den Befragungen zustimmten. Auf die Gründe dafür kann ich hier nicht näher eingehen, das Beispiel aber zeigt: Dieser oft diagnostizierte „Wertwandel“ scheint ein historisch relativ begrenztes Phänomen, bei dem überdies Effekte der Ungleichzeitigkeit sich wieder

einebnen. Es findet also eher Entdifferenzierung als Differenzierung der Einstellungsmuster im Zeitverlauf statt.

Wer die Struktur eines Systems, die Bedingungen und die Tendenz eines linearen Trends kennt, kann ihn relativ sicher in die Zukunft projizieren, d. h. er ist zur entsprechenden Prognose fähig. So lautet ein Credo der sozialwissenschaftlich unterfütterten Planungstheorien. Für begrenzte, quantitativ gut erschlossene Indikatoren oder auch für gut zu beschreibende Szenarien hat es sich auch bewährt. Auf die Frage nach der Fähigkeit der Soziologie zu gehaltvollen Prognosen kann ich hier nicht näher eingehen, aber so viel lässt sich sagen: Wenn schon die Ökonomen, deren Feld ja angeblich weniger kontingenbelastet ist, nicht gerade als Meister mittelfristig zuverlässiger Prognosen gelten können, dann trifft dies mindestens im gleichen Maß auch für uns Soziologen zu. Freilich lassen sich einige nachhaltig wichtige Entwicklungsbe- reiche nennen, für die recht gute mittel- bis langfristige (d. h. bis zu einer Spanne von etwa 30 Jahren reichende) Prognosen sinnvoll sind: Lebenserwartungen, demografische Fruchtbarkeit und damit der Altersaufbau der Bevölkerung, die Versiegelung von Agrar- und Ödflächen, der CO<sub>2</sub>-Ausstoß, der Zustand der materiellen Infrastruktur, Verkehrsströme, Studentenzahlen, die Nachfrage nach Kindergartenpersonal und einiges mehr. Wenn wir ehrlich sind, werden solche Größen in soziologischen Theorien freilich bisher kaum berücksichtigt.

Ein nicht unbedeutender Teil der dem soziologischen Blick sich erschließenden Prognosen sind allerdings keine in einem planungstechnischen Sinn. Immer dann, wenn Menschen öffentliche, kollektiv gerichtete oder auch private Prognosen in ihre Handlungspläne einfließen lassen, können die Bedingungen der Vorhersage bzw. der Erwartungen in Bewegung geraten. Sie werden entweder überhaupt erst konstruiert oder sie ändern sich: Das Handlungssystem verliert dann einen Ursache-Wirkung-Zusammenhang, der in der Vergangenheit für die in Frage stehenden Handlungen gelten mochte. Oder es treten Nebenfolgen als Störung des eingeschlagenen Wegs zum Ziel auf. Wir sprechen dann von sich selbst erfüllenden bzw. zerstörenden Prognosen.

Wenn viele Marktteilnehmer eine Niedrigpreissituation nutzen wollen und deshalb kaufen, steigt die Nachfrage und damit der Preis des Guts: die Prognose auf eine erfolgreiche Schnäppchenjagd *zerstört* sich selbst. Oder: am Schwarzen Freitag im September 1929 in New York löste das Gerücht, die Banken würden im Laufe des Tages illiquide sein, einen Run auf die Sparkonten aus mit dem Effekt, dass die Banken tatsächlich vorzeitig wegen Illiquidität ihre Schalter schlossen – eine *sich selbst erfüllende* Prognose. Unzählige kollektive Effekte individuellen, absichtsvollen Handelns wie Stau- bildungen, Paniksituationen, enttäuschte Erwartungen, Wahlergebnisse, Zeit- fallen usw. lassen sich als Prognosen verstehen, die sich selbst erfüllen oder zerstören. Indem die Soziologie diese mit einer erweiterten Zeitperspektive bei der Erklärung sozialen Handelns in den Blick nähme, könnte sie aufgeklär-

ter und informativer ihre Konstruktionen sozialer Ordnung vor dem Hintergrund alltäglicher Chaoststehung reflektieren.

## Zeitvertiefung

Es dürfte nunmehr plausibel sein, dass wir als moderne Menschen ständig herausgefordert werden, Koordinierungs-, Synchronisierungs- und Planungsleistungen zu erbringen, die uns die Bewältigung widersprüchlicher oder störender Zeitanforderungen ermöglichen. Dabei steht uns ein umfangreiches Repertoire von temporalen Praktiken zur Verfügung, die uns mehr oder minder in Fleisch und Blut übergegangen sind. Sie lassen sich zwar rational einsetzen, sind aber großenteils längst zur gewohnheitsmäßigen Routine geworden. Man könnte sagen, wir verfügen in dem Grad über „Temporalintelligenz“, wie wir erfolgreich diese Praktiken anwenden, selbstredend unter der Bedingung eines Minimums an Zeitsouveränität. Ich nenne einige Beispiele:

*Zeitelastizität*: die Fähigkeit zum Wechsel und der Verbindung verschiedener Zeithorizonte, auch: die Flexibilität des Zeitaufwands für eine Tätigkeit bzw. das Verlassen von Standardzeitnormen.

*Zeitverdichtung*: die Beschleunigung eines Ablaufs, z. B. durch das Zappen vor dem Fernsehschirm.

*Zeitdehnung*: die Intensivierung des Erlebens eines Vorgangs trotz kurzer Zeitspanne, auch: *Zeitanhalten*: die vergangene Zeit scheint gleich zu bleiben, als hielten wir mit der Hand in den Rieselstrom einer Sanduhr auf (nach einer Grafik von TARIK SCHIRMER).

*Zeitraffen*: die Konzentration auf den Bedeutungskern von Ereignissen in der Wahrnehmung und in ihrer Wiedergabe, auch: die Bewältigung unangenehmer Vorgänge durch Minimierung des Gefühlsaufwands.

*Beschleunigen* und *Entschleunigen*, *Takten* und *Enttakten*: das Verändern der Zeitstruktur gemäß eigenzeitlichen Kriterien.

Verschiedene Strategien und Hilfsmittel des *Zeitmanagements*, der *Zeit- und Terminplanung*: rationale Vorausschau und Fixierung von Tätigkeiten, Kontakten, Orten und Terminen.

Eine der geläufigsten, ja man kann sogar sagen: Heute mehr denn je unverzichtbaren Praktiken der Nutzung von Zeit ist die *Zeitvertiefung*. Darunter versteht man das gleichzeitige Verrichten verschiedener Tätigkeiten innerhalb einer bestimmten Episode. Man darf unterstellen, dass in früheren Zeiten eher als heute dem Ideal gefolgt wurde, für eine wichtige, kompetent ausgeübte Tätigkeit sei ein spezieller Zeitort vorbehalten. Andernfalls sei mangelnde Konzentration für das eine oder das andere die Folge, auf Kosten von Qualität des Tuns und Erlebens. Besonders anschaulich und ironisch hat HEINZ SCHLAFFER<sup>14</sup> diese Praxis in einem uns vertrauten Gelände aufs Korn genommen:

„Heute betrachten die Studenten es als eine Verschwendung, wenn sie in Vorlesungen und Seminaren nur zuhören sollen. Von Hause aus sind sie es gewohnt, mindestens zwei Dinge gleichzeitig zu tun, Essen und Telefonieren, Musik hören und Schreiben, Kochen und Fernsehen. Sie fürchten, aus der Welt zu fallen, wenn sie sich auf eine einzige Tätigkeit beschränken. Nur die unablässige Kommunikation durch Radio, Fernsehen, Internet und Handy garantiert, dass die eigene kleine Existenz an die große Welt angeschlossen bleibt. In den Lehrveranstaltungen sind diese Kanäle versperrt, so dass sie auf altmodische Weise substituiert werden müssen: durch Essen und Trinken (um an die Distribution der Nahrungsmittel angeschlossen zu sein), vor allem aber durch die Unterhaltung mit dem Nachbarn und der Nachbarin. Bitten, Klagen, Drohungen und Verbote haben keine nachhaltige Wirkung. Autorität besteht darin, dass in ihrer Nähe körperliche Bedürfnisse und gewohnte Verhaltensweisen verstummen. Selbst ein grauhaariger Professor im dunklen Anzug verfügt nicht mehr über diese Autorität. Er sollte katholische Geistliche fragen, wie sie das Schwatzen während der Messe unterbinden und so für die Fortdauer ihrer Institution sorgen.“

Lassen wir offen, wie ergänzungsbedürftig die vorgelegte Erklärung dieses Phänomens ist – zu verweisen wäre etwa auf zeitgenössische Tendenzen zwanghafter Selbstdarstellung im Streben nach Authentizität und der Verwischung konventioneller Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. RICHARD SENNETT hat dies als „Tyrannei der Intimität“<sup>15</sup> in alltäglichen Begegnungen mit anderen gebrandmarkt. Ihre Konsequenzen liegen auf der Hand: Man kann kaum unterstellen, dass die meisten Zeitvertreiber über einen Vorsprung an persönlicher Kompetenz und Erlebnisfähigkeit für die Ausübung jeder der verbundenen Tätigkeiten, im Vergleich mit den altmodisch nur auf eine Sache fokussierten Menschen, verfügen. Der Preis ist daher gesteigerte Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit beim Tun des einen oder anderen Dinges oder sogar beider Dinge.

## Halbwertszeiten

In der Wissenschaftssoziologie bezeichnet dieses Maß der Kernphysik den Zeitraum der Zitationsjahre in wissenschaftlichen Veröffentlichungen, in dem die Anzahl der zitierten Referenzen um den Faktor 2 abnimmt, die Antwort auf die Frage: Welches Quellenalter, gezählt ab dem Veröffentlichungsjahr des Beitrags, ist nach der Hälfte aller nach Erscheinungsjahren geordneten Zitationen erreicht? Je kürzer die Halbwertszeit ist, desto mehr beziehen sich Autoren auf jüngere Quellen, je länger sie ist, desto weiter reicht das Quellengedächtnis in die Vergangenheit. Durchschnittswerte der Halbwertszeit der Quellen zahlreicher Veröffentlichungen können daher Hinweise auf die Praxis verschiedener Wissenschaften oder Fachgebiete liefern, aktuelle Forschungen an frühere anzuschließen.

TIMOFEI AGARIN und ich haben kürzlich versucht, an den Halbwertszeiten in soziologischen Fachbeiträgen sowie den Anteilen von „Klassikern“, d. h. zitierten Autoren aus der Zeit von 1950 und früher, die „Reife“ bzw. „Normalität“ soziologischer Forschungen abzulesen. Ausgewertet wurden alle Beiträge in zwei US-amerikanischen und in drei deutschen Zeitschriften, erschienen in den Jahrgängen 1973, 1983, 1993 und 2003, mit insgesamt fast 36.000 Zitationen. Es handelt sich dabei um die soziologischen Journale mit den jeweils höchsten Impact-Gewichten, d. h. aus denen Soziologen wiederum am häufigsten zitieren und denen deshalb – obwohl nicht streng repräsentativ für das Fach – eine hervorragende orientierende Bedeutung für die Profession unterstellt werden kann.

Unter verschiedenen Ergebnissen überraschte uns besonders der Befund, dass die amerikanischen Quellengedächtnisse zum Teil deutlich länger als die deutschen sind: So betragen die Halbwertszeiten der theoretischen Beiträge bei ihnen 14 Jahre, in Deutschland nur 9. Und die Klassikeranteile an den Zitationen sind in den methodisch oder methodologisch orientierten amerikanischen Beiträgen über alle Jahre gut doppelt so hoch (4,4 %) wie in den deutschen. Dieser Unterschied lässt sich so deuten: In der US-amerikanischen Soziologie haben sich Konzepte und Ideen einflussreicher und nachhaltig wirkender Wissenschaftler früher und konsensträchtiger verbreitet und etabliert, und dies vor allem im Bereich von Wissenschaftstheorie und Forschungsmethoden. Es scheint daher für amerikanische soziologische Autoren attraktiver und selbstverständlicher, an ältere Denk- und Forschungstraditionen anzuschließen, ohne sich dem Verdacht der Obsoleszenz oder des Dogmatismus auszusetzen. Die deutsche Soziologie scheint dagegen noch stärker durch wechselnde Moden oder unbeständigere ad-hoc-Konzepte geprägt. Vielleicht lässt diese knappe empirische Demonstration ahnen, dass verfeinerte Methoden der Zeitreihenanalyse auch dazu dienen können, den historischen Gang unseres Faches auf der Ebene seines Outputs nachzuzeichnen und zu reflektieren.

## Zeit der Soziologie?

Zum Schluss seien mir noch einige Bemerkungen zu der weltbewegenden Frage erlaubt, ob es überhaupt eine Zeit der Soziologie, für die Soziologie gibt, ob wir vielleicht sogar ihre Hochzeit erleben oder ob diese bereits vergangen ist. Je nach Perspektive sind hierauf zahllose Antworten in pessimistischer oder optimistischer Richtung möglich, und ich halte es für ausgeschlossen, hieraus so etwas wie einen resultierenden Erwartungsvektor abzuleiten. Das hängt auch damit zusammen, dass mir die Sorge um die gefährdete „Identität“ des Faches, wie sie manche Kollegen umtreibt, fremd ist.

Blickt man auf die gegenwärtige Entwicklung in Deutschland, die durch Abschaffung lange bestehender Standorte, Studiengänge, Professoren- und Mittelbaustellen für Soziologen markiert ist, so sieht es mit den Zukunftschancen der akademischen Soziologie in der Tat nicht gerade rosig aus. Es wäre freilich zu einfach, diese Entwicklung ausschließlich auf die Ignoranz und Finanzklemme von Landesregierungen oder Hochschulleitungen zurückzuführen, die die Fächer zunehmend nach der scheinbaren Marktfähigkeit ihrer Ausbildungsergebnisse bewerten und Soziologie wie verwandte Disziplinen ohnehin für relativ wirkungslos halten.

Die Soziologie in Deutschland ist seit Jahren von erheblichen Selbstzweifeln geprägt: Sie scheint mir mit zu vielen Stimmen zu sprechen. Ihre unüberschaubaren Botschaften sind allzu heterogen und kaum geeignet, gemeinsame Forschungsprogramme<sup>16</sup> im Kooperationsverbund zahlreicher Wissenschaftler und langfristiger Perspektive zu entwickeln und zielstrebig zu verfolgen. Als Feld der Konsensbildung erscheint das Fach in der Tat unterentwickelt. Ein Indiz dafür ist die immer noch verbreitete Praxis, die Notwendigkeit der Soziologie zu beschwören, indem man auf die Relevanz ihres abstraktesten Gegenstands verweist: „Gesellschaft“. Man stelle sich einmal vor, Physiker würden ebenso oft „Natur“ oder Philosophen das Wort „Vernunft“ im Munde führen wie Soziologen in wissenschaftlichen Vorträgen und Vorlesungen.

Ein anderes Indiz ist unsere hohe Abbrecherquote: Wir schätzen, dass bundesweit derzeit mehr als 50 Prozent der Studienanfänger in unserem Fach nicht zum Abschluss kommen: Sie brechen das Studium ab oder wechseln das Studienfach. Zugegeben: das mag auch für andere Studiengänge mit uneindeutigen Pfaden zu den Berufsfeldern gelten. Was in manch anderen Disziplinen aber als arbeitsteilige Kooperation spezialisierter Fachgebiete und in gegenseitigem Respekt im Bewusstsein der Ergänzungsbedürftigkeit des eigenen Feldes selbstverständlich ist, nimmt sich unter Soziologen oft immer noch als Krieg zwischen unvereinbaren Ansätzen, jeweils mit dem Anspruch auf die Wahrheit des Ganzen, aus. Da streiten „Geisteswissenschaftler“, verpflichtet der Hermeneutik und des linguistic turn, gegen „Sozialwissenschaftler“, verpflichtet eher einer analytisch-empirischen Fachkultur in Wahlverwandtschaft mit Ökonomen, Psychologen oder Demografen. „Makrosoziologen“ schauen auf „Mikrosoziologen“, „Theoretiker“ auf „Empiriker“ herab, und vice versa, „Qualitative“ trennen sich von „Quantitativen“ und nehmen sich kaum mehr gegenseitig wahr. Kürzlich hielt es der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie sogar für notwendig, nach jahrelangem Streit neben der Sektion für Methoden der Empirischen Sozialforschung, in der jahrzehntelang beide Richtungen ihre Erkenntnisfortschritte austauschten, eine eigenständige Sektion für die „qualitativ“ forschenden Soziologen zu institutionalisieren. Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, mangelnde Anschlussfähigkeit vieler Einzeluntersuchungen und damit strukturelle Schwäche im Diskurs über die

Kriterien der Entscheidung über erfolgreiche und erfolglose Projekte und Theorien als notwendige Bedingungen der Weiterentwicklung von Theorien und Methoden – so möchte ich den gegenwärtigen Zustand der Soziologie in Deutschland über weite Bereiche charakterisieren. Daher noch einmal: Zeit der Soziologie? Ihre Blütezeit als reine, unschuldige Lehre sui generis, so scheint mir, hat sie hinter sich. Die Einsicht wächst, dass soziale Probleme nicht identisch mit soziologischen Problemen sind. Erstere sind als Herausforderungen für die politische Praxis nur interdisziplinär, nur durch Anwendung verschiedener Theorien aus unterschiedlichen Disziplinen, zu bearbeiten. Letztere ergeben sich aus Widersprüchen in oder zwischen Theorien der Soziologie, die notwendigerweise Abstraktionen, modellierte Vereinfachungen von sozialer Wirklichkeit sind.

Als Konsequenz identifizieren sich zunehmend Kollegen mit „Sozialwissenschaft“ oder „Sozialwissenschaften“ als Betätigungsfeld, „Soziologie“ gleichsam einem erweiterten Fächerkonzert subsumierend bzw. „ihre Leitkultur“ relativierend. Entsprechend dieser Sicht und im Hinblick auch auf Interdisziplinarität als größere Chance von Berufsnähe der Absolventen wurden ja schon vor Jahrzehnten Studiengänge in „Sozialwissenschaft“ etabliert und werden nun auch verstärkt eingerichtet.

Zur theoretischen Klammer der Sozialwissenschaft und damit auch zu ihrem neuen „Identitätsanker“ dürfte die Sozialtheorie (Social Theory) werden, die in vielen Publikationen und Lehrveranstaltungen schon an die Stelle von „Soziologischer Theorie“, „Allgemeiner Soziologie“ oder gar „Gesellschaftstheorie“ getreten ist. Es lässt sich zeigen, dass sich die vielleicht spannendsten theoretischen Entwicklungen und Erklärungsleistungen nicht mehr hauptsächlich im Kern der Soziologie ereignen, sondern an ihren Grenzen zu Verhaltensökonomik, Politologie, Psychologie, Anthropologie, Praktischer Philosophie (etwa der Gerechtigkeit), Biologie bzw. Ökologie und dergleichen. Sie alle tragen dazu bei, dass „Sozialtheorie“ zur Quelle der anspruchsvollen Erklärungen menschlichen Handelns in Wechselwirkung, in sozialen Kontexten und Strukturen sowie der sozialen Prozesse und Strukturen selbst werden kann.

## Schluss

Ich habe versucht, anhand einer Auswahl von Stichworten zur Zeit der Soziologie, in ihr und um sie herum zu demonstrieren, dass diese Dimension der individuellen Orientierung, der sozialen Ordnungsbildung, schließlich der unumkehrbaren Entwicklungen und Entstehung von Paradoxien in unserem Fach eine stärkere Beachtung als bisher verdient. Nicht erwähnt wurde die seit langem etablierte soziologische Biografieforschung, in der geordnet und erklärt wird, in welchen typischen Mustern sich die Anpassungen und Kon-



flikte langfristiger Entwicklungen der Person in Wechselwirkung mit sozialen Kontexten niedergeschlagen haben. Manche Biografieforscher fragen dann auch danach, wie sich die Retrospektive des Lebenslaufs auf seine perspektivische Zukunft auswirkt. Für Ruheständler meiner Provenienz ist jedenfalls hinreichend bekannt, dass ihr biografischer Wechsel nicht zu außergewöhnlichem Zeitwohlstand, allerdings zu etwas mehr Eigenzeit führt.

## Anmerkungen

- 1 Nach KLAUS FRITZ (Hrsg.): *Nimm Dir Zeit. Zitate, Aphorismen und Gedichte über die Zeit.* 6., erw. Aufl. Frankfurt a.M. 1998, S. 27.
- 2 RAYMOND BOUDON: *Ideologie. Geschichte und Kritik eines Begriffs.* Reinbek 1988, S. 23.
- 3 JAMES S. COLEMAN: *Grundlagen der Sozialtheorie, Bd. 1: Handlungen und Handlungssysteme.* München 1991, Kap. 5 und 8.
- 4 ROBERT AXELROD: *Die Evolution der Kooperation.* München 1988, S. 113 ff.
- 5 ULRIKE MEYER-TIMPE: Im Zweifel mehr arbeiten. <http://www.zeit.de/2004/16/Allensbach-Umfrage>.
- 6 Mehr Freizeit, weniger verdienen? <http://www.heise.de/newsticker/meldung/54429>.
- 7 <http://www.faz.net/s/rubo50436a...>
- 8 KARL-HEINZ HÖRNING, ANNETTE GERHARD, MATTHIAS MICHAILOW: *Zeitpioniere. Flexible Arbeitszeiten – neuer Lebensstil.* Frankfurt a.M. 1990.
- 9 HELGA NOWOTNY: *Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls.* Frankfurt a.M. 1989.
- 10 FRIEDERIKE BENTHAUS-APEL: *Zwischen Zeitbindung Zeitautonomie. Eine empirische Analyse der Zeitverwendung und Zeitstruktur der Werktags- und Wochenendfreizeit.* Wiesbaden 1995.
- 11 JENS JETZKOWITZ, HARTMUT LÜDTKE, JÖRG SCHNEIDER: *O Tempora, o Mores. Wie Studierende mit der Zeit umgehen.* Wiesbaden 2004.
- 12 WILHELM PINDER: *Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas.* Berlin 1926.
- 13 RONALD INGLEHART: *Kultureller Umbruch. Wertwandel in der westlichen Welt.* Frankfurt am Main/New York 1989.
- 14 Schwatzbude, in: *Frankfurter Rundschau* v. 17.6.2003, S. 11.
- 15 RICHARD SENNETT: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität.* Frankfurt a.M. 1986.
- 16 Im Sinne von IMRE LAKATOS: *Die Methodologie der wissenschaftlichen Forschungsprogramme.* Braunschweig 1982.